

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 10

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Haus zu Haus

Ilse Frank

Tagesshow

Als ich klingelte, öffnete mir Regula die Wohnungstüre. Das Nachbarsmädchen starnte mich verstört an, verzog keine Miene, nickte nur stumm. Ich entdeckte rote Flecken auf dem Gesicht der Achtzehnjährigen, sah Tränen-spuren. «Was hast du? Warum weinst du?» erkundigte ich mich nicht gerade dezent, aber in freundschaftlicher Sorge, die mir mein Forschen zu rechtfertigen schien. «Ich weine gar nicht. Ich bin erkältet!» behauptete Regula. Zum Zeichen meines Argwohns schüttelte ich den Kopf. «Was ist mit dir?» begehrte ich erneut zu wissen. «Etwas, worüber ich nicht sprechen mag», lautete die abweisende Antwort.

Ich zog mich zurück. Liess das Mädchen mit seinem Schmerz allein. In meiner Stube hing ich düsteren Gedanken nach. Regula trauert, sann ich. Ist fast noch ein Kind und hat schon verlernt, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Will nicht verraten, was sie plagt. Wurde früh zur Tapferkeit erzogen. Weiss kaum mehr, was die Anteilnahme eines Menschen bedeutet. Versucht, sich selbst zu helfen. Hadert bestimmt mit sich, weil sie nicht alle Zeichen der Pein zu tilgen vermochte.

In mir meldeten sich Stimmen. Sie empörten sich ob des mittel-

europäischen Lebensstils, ob der täglichen Verkrustung.

Wenig später fühlte ich mich durch eine erschütternde Nachricht direkt betroffen.

Mein anfänglicher Schock wich einer tiefen Verwirrung. Ich war funktionsuntüchtig, beinahe entrückt. Der Tod hatte mir eine Freundin genommen, und ich bemühte mich vergeblich, diese Tatsache in mein Dasein einzubringen.

Trotz enormer Konzentrationsschwierigkeiten sass ich am Schreibtisch, von dessen oberer, rechter Ecke her plötzlich das Telefon schrillte. Ein Geschäftspartner rief an. Stellte die Plauderfrage nach meinem Befinden. Ich reagierte unüberlegt, klagte mein Leid. «Ach, mit diesem Ende musste man rechnen. Das ist der Lauf der Welt!» tönte es dozierend an mein Ohr.

Mich packte der Zorn der Verzweiflung: «... Lauf der Welt! So grauenhaft müsste er nicht sein. Das ist doch nicht normal!» schrie ich in den Hörer. Erst herrschte peinliche Stille, dann folgte ein kühler Satztausch zum Thema Arbeitsorganisation. Schliesslich erlöst von uns gegenseitig mit knappen Abschiedsworten vom unerquicklichen Dialog.

Mir schien es unmöglich, zum Tageslauf zurückzukehren, als sei nichts geschehen. Ich prüfte meine, unsere Situation. Mich störte, dass jemand einfach über ein schreckliches Faktum hinwegsprach, dass es unter mehr oder weniger Bekannten nicht möglich war, Bedrückung, Verzweiflung zu zeigen. Es lockte

mich, alles hinzuwerfen, zu erklären: «Heute gelingt mir kein Handgriff. Lasst mich in Frieden! Ich mag nicht funktionieren wie eine Maschine. Ich will leben. Vorwiegend emotional. Zum Kuckuck mit eurem Geldprogramm, das so viel wichtiger ist als diejenigen, die es abwickeln!»

Ich wehrte mich gegen die Show, die unter den widrigsten Umständen weitergehen muss. Ich wehrte mich heftig gegen meine Rolle im Spiel, die ich stets abgelehnt habe:

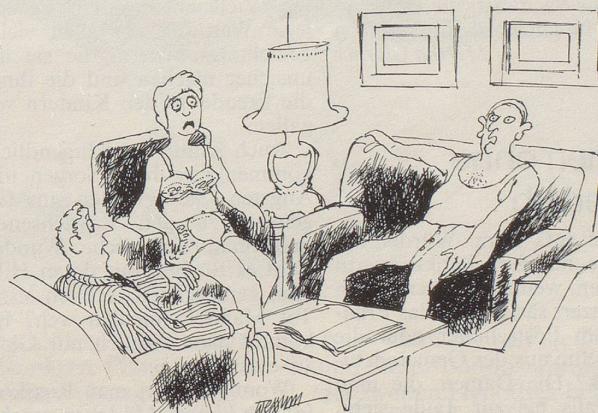
Frauen, die einem Männerteam angehören, sind verpflichtet, Frohmut, Heiterkeit zu verbreiten. Schliesslich meistern die Herren grundlegende Schwierig-

keiten. Wenn sich die Damen in Nöten wähnen, balancieren sie Federn, während ihre Kollegen Klostesteine durch die Bürolandschaft schleppen. Weibliche Wesen haben allen Grund, sich zu freuen: sie sind umgeben von liebens- und opferwürdigen Helden, die sich gnädig mit Handreichungen und Botengängen verwöhnen lassen.

Dieser Erleuchtung ward ich teilhaftig, während ich noch immer an der Wut über den zurechtweisenden Neorealisten würgte.

Dressiert, wie ich bin, wäre es mir jedoch nie eingefallen, meine Einsichten kundzutun. Mündlich nicht. – Und schriftlich?

Bewahre!



«Haben Sie denn dieses Jahr nicht auch eine Steuer-Rückvergütung erhalten?»

Die rosarote Brille

Mit einem Mal wurde mir der Unterschied zwischen Tageslicht und künstlichem Licht deutlich bewusst. Und zwar, als ich mich abends immer öfter dabei erappete, wie ich Gedrucktes mehr erriet als las. Vorerst mochte ich mir diese Tatsache nicht eingestehen. War ich flüchtig geworden? Doch ich verfiel zunehmend, turnerischem Augenrollen und stirnrunzelndem Augenzukneifen, um endlich eine undeutliche Zahl oder ein verschwommenes Wort exakt zu enträteln. Schliesslich griff ich gar zur Lupe!

«Was du brauchst, ist eine Brille!» stellte mein Mann lakonisch fest, und sagte dies sachlich über den Rand seiner Zeitung

hinweg. Rebellisch antwortete ich: «Eine Brille? Wozu? Morgen wird es besser sein. Dann ist der Föhn weg.»

Selbstverständlich begann ich von diesem Tag an, alle Brillenträger, die ich erspähen konnte, diskret zu beaugapfeln. Wie ich dabei festzustellen meinte, erinnerten Halbbrillen-Träger, wenn sie Zeile um Zeile ihres Lese-stoffs konzentriert anzielten und verschlangen, an auf Beute lauernde Vögel. Ich begegnete grossflächigen Brillengläsern in Form fallender Tropfen, die die Eigentümer mit einem sanften Hauch von Melancholie umgaben. Überwältigend gut zu Jeans passend fand ich die sogenannten Intellektuellen-Brillen, metallen gerahmt oder randlos, von denen ich meine prüfenden Blik-

ke fast nicht mehr abwenden konnte. Auch ganz gewöhnliche, runde Brillen, die ein unscheinbares Gesicht weder zum Nachteil noch zum Vorteil veränderten, entgingen mir nicht. Von den zahlreichen Modellen zierlicher Verspieltheit, die mitunter gar an Korallen- oder Goldkettchen um einen Hals gelegt waren, ganz zu schweigen! Plötzlich schien die Welt von lauter Brillenträgern bevölkert zu sein. Fast fühlte ich mich nackt und ausgesetzt unter

ihnen. Natürlich brauchte ich eine Brille.

Nach nur zweijährigem Schwertun habe ich mich also dazu entschlossen, von einem Augenarzt meine Sehkraft «kritisierten» zu lassen. Eine Minute lang schmeichelte der Doktor sogar meiner Beobachtungsgabe, als er meinem geschilderten Auf und Ab des einmal besser, einmal schlechter Sehens Gehör schenkte und dafür eindeutig Schwankungen im Allgemeinbefinden und Wetterveränderungen verantwortlich machte. Doch brauchte ich trotzdem ein Nasenvelo! Sagte er.

Nun bin ich mit einer rosa Brille neu «eingekleidet». Der Optiker tat begeistert: «Sie sehen geradezu optimistisch aus! Überdies brauchen Sie die Brille

Hotel Brenscino
Brissago Tel. 093/65 14 21
Ihr Ferienparadies:
Park, Liegewiese,
Terrasse über dem See,
Sauna, Fitness, Kegelbahn,
(März bis November)



«Ich hab' dir schon einmal gesagt: Ich habe nichts zu verkaufen, das für deine Zähne nicht schädlich ist!»

ja nur zum Lesen», tröstete er. Da der Mensch aber wohl von Natur aus zum Übertreiben neigt, behalte ich das Gestell jetzt auch zum Schreiben auf. So kann ich doch deutlich herauslesen, dass der Beruf des Optikers eine sehr nützliche Sache ist, die es, wenn immer möglich, zu unterstützen gilt.

Myrtha Glarner

che Kameraden. Ob wohl Drogen dahinterstecken? Was soll man tun? Wie den Kontakt zu den Jungen finden?

Geplagte Mütter mit quengelnden Kleinen am Rockschoss fragen nach Einschlafgeschichten. Vielleicht erhalten sie eine leise Warnung vor allzu vielen Erziehungsbüchern, die sie nur unsicher machen und die ihnen die Freude an den Kindern vergällen.

Auch Kinder und Jugendliche kommen mit ihren Sorgen und Ängsten. Sie erwarten, im Gegensatz zu den Erwachsenen, manchmal eigentliche Wunder. Gibt es Bücher, mit deren Hilfe man ganz schnell rechnen lernt? Tut Mandelschneiden weh? Bekommt man wirklich nur Glace zu essen?

Womit ernährt man Rossköpfe? Ein kleines Mädchen möchte unbedingt hexen lernen; zwei andere verlangen kichernd etwas über Geheimschriften. Ein zartes, blondlockiges Bürschchen möchte Selbstverteidigung lernen; man sieht ihm an, wozu er sie braucht.

Man hört von Sorgen und Schmerzen, Verletzungen, Enttäuschungen, von Krankheit und Tod. Und die, die davon erzählen, klagen es nicht einer Person aus Fleisch und Blut. Sie könnten sich ebensogut dem Ofen anvertrauen, wenn es ihn noch gäbe, oder der alten Linde im Park. – Aber eben: Sie wenden sich an die Damen ohne Unterleib.

Ingeborg Rotach

Damen ohne Unterleib

Hand aufs Herz: Würden Sie die freundliche Bankkassierin erkennen, wenn sie neben Ihnen im Konzert sässe, oder das Fräulein vom Postschalter oder die Angestellte aus der Gemeindebibliothek? Die Damen, die man bestenfalls bis zur Taille sieht, und auch dies nur seltsam verkürzt, von oben herab, als Kopfgeburt sozusagen, mit sanft ergrauendem Scheitel vielleicht, unnatürlich hervorspringender Nase und mit Armen, die unter den Ohren beginnen. Sie gehören zur Umgebung, zum Inventar.

Darum ist es gut zu verstehen, dass die hierzulande übliche Scheu davor, sich mitzuteilen, diesen körperlosen Wesen gegenüber verschwindet; dass man mit den umzutauschenden Büchern gerne ein paar Sorgen in der Bibliothek zurücklässt.

Da wird etwas Heiteres verlangt, weil das Leben schon schwer genug sei. Keinesfalls etwas über Eheschwierigkeiten; die habe man selbst. Jetzt, da der Mann immer so spät heimkomme und manchmal überhaupt nicht ...

Ein Buch über Drogen? Die Frau schaut sich scheu um, wie gehetzt. Die Tochter hat sich in letzter Zeit verändert; schlechte Noten, Aufsässigkeit, unerfreulich-

heitwilligkeit, mit der wir die in Lebensgefahr schwebenden Chilenen aufgenommen haben?

Benötigen nicht auch die Menschen in El Salvador, die sinnlos niedergemetzelten Männer, Frauen und Kinder, unsere Solidarität? Herr Reagan müsste von uns zu hören bekommen, dass er sein Geld besser einsetzen sollte als zur Unterstützung von Mörderbanden – auch wenn sie eine «legale» Armee bilden.

Die Solidarnosc kämpft für Mitbestimmung. Fällt dieses Wort in der Schweiz – wir haben erwiesenemassen eine fast perfekte Demokratie und sollten fähig sein, mit Mitbestimmung umzugehen – so wird sie als etwas völlig Überflüssiges und als eine Anmassung empfunden, ja: mit allen Geld- und anderen Mitteln bekämpft. In Polen ist der Wunsch nach Mitbestimmung etwas Grossartiges.

Wenn sich hier ein Saisonarbeiter sein Recht nimmt und sich mit der Gewerkschaft für seine gesetzlich festgesetzten Rechte wehrt, bekommt er unter Umständen im folgenden Jahr keine Arbeitsbewilligung mehr von seinem Chef. Es gibt sogar Schweizer, die als Gewerkschafter einiges einstecken müssen. – Wo ist da die Solidarität?

Erinnern Sie sich noch an die «übergrossen» Solidarität und Be-

reitwilligkeit, mit der wir die in Lebensgefahr schwebenden Chilenen aufgenommen haben?

Solidarität sollte keine Eintragsfliege sein. Sie sollte sich nicht auf einen Punkt konzentrieren. Solidarität sollte man immer üben. Jeden Tag. Wäre mehr von ihr vorhanden, bedeutete dies einen Schritt in eine gerechtere Zukunft, vielleicht gar eine Zukunft für alle Kinder dieser Erde.

Esther Stoffer

Raserei

Sonntagabend, gegen neun Uhr. Endlich poltert unser Ältester, Felix, mit seinem Bruder nach einem Skitag in die Garage. Erwartungsvolle Elternblicke richten sich auf die Ankommenden. Mit hängenden Schultern schleicht Felix an uns vorbei Richtung Küche. Müde, freudlos gibt er endlich stockend ein paar Antworten auf unsere interessierten Fragen. «Ein kompletter Blödsinn. – Die vielen Leute. – Es ist ja sowieso alles ein Mist!»

Übelgelaunt berichtet unser Bub von den Erlebnissen des Tages. Er ist am Morgen früh aufgebrochen, zu einem Skitag mit seiner Pfadigruppe. Bald wurde ersichtlich, dass sich einer der Teilnehmer nur höchst unsicher auf dem weissen Gelände bewegen konnte, kurz: es handelte sich um einen blutigen Pisten-Anfänger. Er brauchte also einen privaten Betreuer. Wer war bereit – allzeit? Nun: anscheinend niemand – zur grossen Enttäuschung unseres Sechzehnjährigen. Die beiden Ältesten der Gruppe kannten als oberstes Gebot der Stunde nur ein lohnendes Ziel: sich rasend schnell in die Tiefe zu stürzen. Recht und schlecht wurde der Anfänger dann eben von irgendwelchen Gruppenmitgliedern zu Tale «geschleppt». Er war den andern eine Last.

Wir Eltern versuchen, unserem Buben zuzureden, ihn zu verlassen, alles nicht so schwer zu nehmen. Das sei eben so gekommen mit dem heutigen Tempo, da werde jeder mitgerissen in den Abfahrtstaumel; im übrigen sei auch die Altersstufe zwischen vierzehn und sechzehn Jahren eine schwierige Phase. Mitgefühl sei nicht leicht zu wecken.

Unser Sohn lässt uns zum Schluss wissen, er wolle mit den beiden Älteren seiner Gruppe sprechen. Das sieht für uns nach Versöhnung und Weitermachen aus.

Für mich als Mutter bleibt trotz allem eine Frage offen: Sind wir mit unserer Pistenraserei so weit gekommen, dass wir wie Schemen aneinander vorbeiflitzen – ins Nichts? A. Keller



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein OVA-Produkt

Mehr Solidarität

Lasst Polen den Polen! Ja, genau, aber lasst auch Südafrika den Südafrikanern und El Salvador den Salvadorianern. Wer empört sich in der Schweiz, wenn die schwarzen Gewerkschaften